

Unterhaltungs-Beilage

Und im Unglück nun erst recht!

151

Ein deutscher Roman von Hermann Richter.

„Deutsche Pioniere im Ausland, die im Erzeugerland mitarbeiten, deutsche Schiffe, die die Rohstoffe nach Deutschland in deutsche Häfen als Sammelpunkte bringen, und Kapital, um den Rohstoffbedarf in großzügigster Weise zu finanzieren.“

Ludwig sah den Onkel bewundernd an. Was für ein kluger, erfahrener Geschäftsmann war er, daß er in wenigen Sekunden das entwickelt hatte, was er in monatelangem mühsamen Ringen sich erarbeitet hatte.

„Was das letzte anlangt, Onkel, so habe ich sehr gute Verbindungen mit ausländischen Großbanken.“

„Gut, Ludwig, so wollen wir gemeinsam arbeiten.“

„Du willst mitmachen?“

„Freilich, Junge! Ich habe meinerseits ausgezeichnete Verbindungen mit Hamburger Werftbesitzern, die das Kapital, um dessen Beschaffung du dich bemüht, zum Schiffsbau sofort anlegen werden. Wir Rohstoffbearbeiter werden eine Interessengemeinschaft mit ihnen bilden, um durch Ausschaltung der Konkurrenz möglichst billig wirtschaften zu können.“

„Und dann heißt's, deutsche Pioniere — echt deutsche Jugend nach den Rohstoffländern zu schicken —“ sagte Ludwig mit geröteten Wangen.

Der Onkel stimmte hocherfreut bei. War das der Weichling Ludwig von Sodern noch?

„Um auch dem deutschen Namen wieder zum Klange zu verhelfen, den deutschen Gedanken in die Welt hinauszutragen. Handeln, endlich handeln und nicht soviel reden und jammern über des Vaterlandes Not! Schweigen lernen. Hilf dir selbst, so hilfst dir auch Gott! Darum muß die deutsche Jugend als Pioniere des Deutschtums ins Ausland, in die Rohstoffländer.“

„Auch das muß die Interessengemeinschaft organisieren.“

„Ein großzügiges Werk, Junge!“

„Ein langer, harter Weg, Onkel!“

„Wo ein Wille ist, Ludwig —“

Und wenn der deutsche Wille erst erweckt ist, wenn die führenden Kreise sich nicht in innerpolitischen Streitigkeiten zerplittern, sondern die innere Linie gefunden haben, auf der wir Deutschen gemeinsam vorwärts schreiten können und müssen zur Befreiung unseres Vaterlandes — Junge, da sollte der Teufel dreinschlagen, wenn uns das nicht gelingen sollte.“

Ludwig schaute in die Weite.

„Ich sehe heut' nur ein schwaches in die Wolken ragendes Gerüst —“

„Einen festen Sockel drunter, Junge: Deutschen Zukunftsglauben, Gottvertrauen und den Willen zu ernster Arbeit!“

„Und bald müssen wir anfangen, Onkel, die Zeit ist kostbar.“

„Morgen schon, Ludwig!“

Fest fügten sich die Hände der beiden Männer ineinander. Wie zum Schwur.

XXXIV.

„Willst du Inspektor bei mir werden, Heinz?“

Heinz Menzel lachte hell auf.

„Du bist ja äußerst gnädig, Klaus-Dieter. Du hast wohl das große Los gewonnen?“

„Da — lies!“

Heinz Menzel las langsam den Brief der hellen Frau und pfiff dann durch die Zähne.

„Nun?“ fragte Klaus-Dieter gespannt.

„Hm! Schwierige Sache. Eigentlich gefällt mir der Friedrich von Sodern!“

„Hurra!“ Klaus-Dieter umarmte stürmisch den Freund.

„Langsam, Junge, langsam! Er ist so'n Kerl beinahe wie ich, der erst ein bißchen im Auslande rumpinschert und dann doch wieder heimfindet — und ein fabelhaft anständiger Kerl ist er —“

„Siehst du, das habe ich mir auch gesagt.“

„Guck da, den Kief in die Welt — auch schon vernünftige Gedanken —“

„Heinz,“ murzte Klaus-Dieter.

„Aber die Sache hat einen verdammten Haken,“ sagte Heinz Menzel bedenklich.

„Du meinst, daß, wie Gisela sich ausdrückte, das Blut des deutschen Volkes an dem Gelbe klebt —“ forschte Klaus-Dieter mit klopfendem Herzen.

Heinz Menzel schüttelte den Kopf.

„Nee, Junge, das ist für mich nicht das Ausschlaggebende. Die alten Römer sagten schon — und das waren verflucht tüchtige Leute —: pecunia non olet — Geld riecht nicht. — Also, woher das Geld kommt, ist mir höchst schnuppe. Aber ich hätte an dem ererbten oder geschenkten Gelde oder Besitz keinen Spaß. Mein ganzes Leben die Kette der Dankbarkeit am Bein zu haben — nee. Selbst ist der Mann! Mit den Familien und Völkern ist es so wie mit den Bäumen, Dieter. Eine Veredlung und damit ein Aufstieg ist nur möglich, wenn ein neues Reis mit anderen, neuen Kräften und Säften aufgepfropft wird. Du bist kein Landwirt. Gott sei Dank nicht. Sonst würdest du im Trotz der Vorfahren den Besitz bewirtschaften.“

Die Zeit des behaglichen Lebensgenusses, die Kokokeit der Welt ist vorüber. Wir stehen im Zeichen der Unraft: der Autos, der Flugzeuge, der Schnelllokomotiven und schnellen Schiffe.

Du hast mir vor ein paar Tagen von deinen Versuchen erzählt. Mensch, wenn dir das glückt! Na, und willst du das Pfund, das dir ein gütiges Geschick anvertraut hat, verkümmern lassen, ein bequemes Leben aus der Tasche fremder Leute führen? Dazu wäre ich mir zu schade, Dieter.“

„Aber die Mutter und der Großvater —“

„Gerade ihnen würdest du am meisten tun, wenn du die Schenkung annähmest. Sie erwarten ja gerade von dir, daß du wie ein Sodern handelst und verzichtest.“

Kaplan Fehsel über „Ehe und Gros“

Nachdem sein erster Vortrag wegen einer Erkrankung ausfallen mußte, stand gestern abend endlich der Kaplan Fehsel vor einer größeren Gemeinde in den Thaliafälen. Im schlichten schwarzen Priesterrock trat er vor das Pult, schlank, dunkel, durchgeistigt das Gesicht — gleichsam ein Asket. In einem vollkommen freien Vortrag, der selten seinesgleichen findet, behandelte er in zweifelhäftiger Rede die Probleme der Ehe und des Gros.

Was ist die Liebe, der Gros? Das Streben, mit einer Vollkommenheit sich zu vereinigen, dem Charakter nach untergeteilt in den Gros der Bedürftigkeit und in den der Zeugung. Zunächst ist der bedürftige Gros vorhanden in den unteren Lebensweisen, er ist hier unkompliziert und hat nicht die Fähigkeit, sich zu entwickeln, es ist der Naturdrang schlechthin auf Grund des Naturgesetzes. Der sinnliche Gros ist gekennzeichnet durch das Streben, sich mit dem Geliebten zu vereinigen, soweit es möglich ist. Eine Verlagerung der Seele führt hier zu einem veränderlichen Charakter des sinnlichen Gros. Wir bemerken bei ihm drei Phasen: das Wohlgefallen, das Begehren, den Genuß. Freiheit ist allein beim geistigen Gros, dem Gros der Idee; er kennt das geistige Wohlwollen, er ist die Grundlage des geistig-bedürftigen Gros der Freundschaft. Er kennt die Durchdringung, die Beseitigung von Widerständen des Körpers.

Der zeugende Gros basiert auf dem Gedanken des Lebens des Geistes, es ist der Drang, sich mitzuteilen, aber differenziert in Raum und Zeit. Der geistige zeugende Gros ist bestrbt, eine Idee mitzuteilen. Der Same ist hier das Wort. Er beginnt geistig, nimmt Materie an, durchdringt die Körper im anderen und gebiert die einheitliche Idee (s. B. eine Kunststrichtung).

So entsteht ein sechsgehaltiger Gros zu jedem Zeugungsprozeß des Menschen. Wie kommt es nun zum Problem der Ehe überhaupt? Die Fähigkeit, das Körperliche in das Geistige zu ziehen, nennen wir Abstraktion. Das Tier nimmt den Naturprozeß vollständig ohne Hemmen durch. Der Mensch trennt den Prozeß durch die Abstraktion. Er löst die Naturdinge auf, indem er selbst von seiner eigenen Bestimmung abfällt. Er bewegt sich bereits dann schon oft in der Phantasie, die durch natürliche sinnliche Gefühle beherrscht wird (Gefahr der Freudischen Psychoanalyse). Ist der Mensch aber von dem Höheren, Geistigen einer Idee gebannt, so nennen wir ihn genial. Gegenseitig von Mensch zu Mensch vorhanden, sprechen wir auch von der Komplexion und Harmonie der Körper. Wird die Abstraktion nun an den Zeugungsprozeß herangebracht und zwischen ihn geschoben, so dominiert die sinnliche Lust, wir finden dann eine Betrachtung auf Grund narsinnlicher Grundlage. Es ist ein unnatürliches Beginnen, denn wo Potenz ist, muß auch Aktualisation sein.

Alles ist von Gott gewollt: die niedere Art, die sinnliche Lust, der geistige Gros. In allem liegt etwas Heiliges. Die Vollendung allein liegt in der Harmonie aller: So ist darum das niedere Gros ein Gleichnis des sinnlichen, das sinnliche ein Gleichnis des geistigen, das geistige ein Gleichnis des göttlichen, immer mit einem graduellen Unterschied — denn letzten Endes ist Gottesliebe übernatürlich und nicht aus eigener menschlicher Kraft hervorbringbar.

Mit Meisterhand transplantiert Fehsel die Idee des sechsgehaltigen Gros in das Problem der Ehe und zeigt die Gefahren für dieselbe durch die Abstraktion des sinnlichen Gros. Er baut mit seinen Händen, jedem sichtbar, ein neues Fundament für die moderne, gerüttelte Ehe. Mit einer Sicherheit und Feinheit kommt er über die differenziersten Geschlechtsvorgänge hinweg zu einem neuen geistigen Erfassen des Kosmos.

Der Saal gab dem Denker scholaftischer Schulung starken Beifall.

8. städtisches Sinfonie-Konzert

Die Vortragsfolge des letzten dieswintlichen Sinfonie-Konzertes stellte die zwei Großmeister der Sinfonie einander zur Seite bzw. einander gegenüber: Ludwig van Beethoven mit seiner „Achten“ in F-Dur und Anton Brudner mit der „Sechsten“ in A-Dur.

Die Vereinigung dieser beiden Großen zu einem Konzertabend wird immer wieder erhöhtes Interesse erwecken; hat man doch auf diese Art die beste Gelegenheit, die Charakteristika beider miteinander vergleichen und das, was an ihnen unterschiedlich ist, klar erkennen zu können. Abgesehen davon, daß beide zu ganz verschiedenen Zeiten gelebt haben, somit also Vertreter verschiedener Kunstepochen sind, scheidet sie vor allem ihre Charakterveranlagung, ihr geistiges Niveau und — aus beiden sich ergebend — ihre Welt- und Lebensanschauung, die bei Beethoven vielleicht mit „Mensch und Welt“, bei Brudner mit „Mensch und Gott“ in kurzen Strichen anzudeuten wäre. Dieser Lebensinstellung beider findet man nun in ihren großen sinfonischen Werken auf das Ueberzeugendste und Geheftete Ausdruck verliehen, und jeder auf seine Art, in seiner Sprache, hat uns mit

ihnen Beiträge von höchstem, eblstem Wert hinterlassen. Beethovens Stern strahlt ja nun schon lange ungetrübt auf ewig in höchstem Glanze am Zenith, aber auch Brudners Gestirn beginnt jetzt vom Horizont, an dem er so lange unbeachtet stand, immer mehr zu strahlender Helle emporzusteigen, und auch ihm werden vielleicht spätere Geschlechter einmal zum 100. Todestage dieselben Ehrungen zuteil werden lassen wie jenem.

Die Ausführung der beiden genannten Werke bereitete viel Freude. Generalmusikdirektor Erich Band hatte wieder alles mit großer Sorgfalt und Liebe vorbereitet und wurde, wieder genesen, den beiden Werken ein bereicherter Interpret. Vielleicht hätte man nur bei Beethoven im Finale die große Steigerung am Schluß der Durchführung gern noch gewaltiger gehört. Mit diese — übrigens rhythmisch recht knifflige — Sinfonie vor allem in den ersten drei Sätzen unter einer gewissen rhythmischen Unsicherheit und Zaghaftigkeit im Orchester, so spürte man davon bei Brudner nichts mehr. Auch hier traf der Dirigent den Brudnerstil gut, wußte sowohl die gewaltigen Steigerungen und Höhepunkte herauszuarbeiten, ebenso wie er die reichhaltigen Tempomodifikationen geschickt einbildet. Lediglich im 1. Satz hätten die herrlichen Höhepunkte noch mehr durch größere Breite gewonnen, wie ja überhaupt die ersten Allegri bei Brudner sehr viel Ruhe und Breite verlangen. Das unergleichlich schöne Adagio gelang recht gut, wobei der Dirigent bei seinem in prächtiger Tonfülle prangenden Orchester die beste Unterstützung fand. Die tapfere Haltung des Orchesters war doppelt lobenswert, als es die Sinfonie zum ersten Male zu Gehör brachte und somit unseres Wissens die Bekanntschaft der einzigen hier noch unbekannt Brudner-Sinfonie vermittelte. Das Werk ist von echt Brudnerschem Geist durchdrungen, weist sabelhohe Kontrapunkte neben wundervollsten Klangwirkungen auf und enthält: einen Gedankenreichtum, der schier unerhöplich scheint. Besonders frappierte das Scherzo, das in seiner etwas exzentrischen, freien Thematik ungemein modern (1881!) anmutet, ja unter den Scherzi Brudners in dieser Hinsicht einzig dasteht. Das Finale bringt dann zum Schluß als Krone des Ganzen, quasi als Schließung des Ringes, wie fast stets bei Brudner noch einmal das Hauptthema des 1. Satzes in höchster Prachtentfaltung.

Generalmusikdirektor Erich Band und mit ihm seine Getreuen wurden gebührend mit viel Beifall gefeiert. Als besondere Ehrung wurde ihm ein Kranz und Blumen überreicht, sei es als Dank für das in diesem Winter Gebotene, sei es als Gruß für den Wiebergenebenen.

Dr. Alfred Faust.

Der Frankfurter Goethepreis. Zu der vor einiger Zeit beschlossenen Stiftung des Frankfurter Goethepreises in Höhe von 10 000 M., der alljährlich am 28. August, dem Geburtstag Goethes, verteilt werden soll, sind jetzt nähere Bestimmungen getroffen worden. Danach soll der Preis „einer mit ihrem Schaffen bereits zur Geltung gelangten Persönlichkeit zuerkannt werden, deren schöpferisches Wirken einer dem Andenken Goethes gewidmeten Ehrung würdig ist“. Das Kuratorium, das über die Zuteilung des Preises entscheidet, weist folgende Zusammenfassung auf: der preussische Kultusminister, der Frankfurter Oberbürgermeister, der Frankfurter Stadtverordnetenvorsteher, der Präsident der Akademie für Dichtkunst, der Rektor der Frankfurter Universität, der Präsident der Deutschen Goethegesellschaft, der Direktor des Hochhauses und Goethehauses in Frankfurt, der Direktor des Goethehauses und der Goethesammlung in Weimar, der jeweilige Ordinarius für neuere deutsche Literatur an der Universität Frankfurt, der Präsident der Sendebirgischen Naturforschenden Gesellschaft, der Direktor des Deutschen Museums, Oskar v. Miller, ein vom Frankfurter Bund für Volksbildung ernannter Vertreter. Den Vorsitz im Kuratorium führt der Frankfurter Oberbürgermeister.

— Die Quellen der Hamletfrage. Es gibt wohl kein Werk der Weltliteratur, über das soviel geschrieben worden ist wie über Shakespeares Hamlet. Die Hamletforschung ist jetzt durch einen bemerkenswerten Beitrag des holländischen Sprachforschers Alfred Nordfellt bereichert worden. Nordfellt versucht die Quellen der Hamletfrage festzustellen. Er geht davon aus, daß Shakespeare zu seinem Drama durch ein verlorengegangenes Drama von Shakespeare worden ist. Die Quelle des Händramas war eine jänzösische Sage, die sich ihrerseits auf eine von Sago Grammaticus auf Lateinisch erzählte Sage von Amlethus stütze. Auffallend ist die Ähnlichkeit dieser Sage mit einer Erzählung von Titus Livius, der von Lucius Junius berichtet, er sei, um seine persönliche Sicherheit zu garantieren, als Tor aufgetreten und habe dafür den Beinamen Brutus (der Wahnsinnige) erhalten. Die römische Sage, mit griechischen und orientalischen Motiven ausgeschmückt, wanderte nach der Nordseehüfte und kam von dort nach England, wo der Held den angelsächsischen Namen Hamelod (das ist Stümper, Tor) erhält. Aus Hamelod machte Shakespeare Hamlet, einen Namen, der übrigens in England zu der Zeit in der Form „Hammet“ sehr populär war.

„Sie befinden sich in bitterster Not, Heinz!“
„Dein Großvater nicht. Und deine Mutter wird schon einen Ausweg finden, da verlaß dich drauf. Und wenn du deine Erfindung verwerfetest, dann bist du im wahrsten Sinne des Wortes der Retter deiner Familie — aus eigener Kraft.“

Klaus-Dieter konnte sich der Wichtigkeit der Ausführungen des Fremdes nicht verschließen.

„Hab' Dank, Heinz!“

Der wehrte den Dank ab.

„Nun geh' schon zum Notar und laß den Wisch heute noch an das Amtsgericht oder an deine Mutter abschicken. Ist deine Schwester zu Hause?“

„In einer Stunde bestimmt.“

„Gut, ich habe mit ihr noch etwas zu besprechen.“

Wisela war erstaunt, als ihr Heinz Menzel gemeldet wurde.

„Schickt Sie mein Bruder, Heinz, um mich zur Annahme der Schenkung zu befehlen? Da geben Sie sich nur keine Mühe! Meine Meinung ist unerschütterlich.“

„Ach, die Sache geht in Ordnung. Der Dieter ist schon beim Notar. Nein, ich komme wegen Harry Walden —“

Wisela erblaste.

„Warum mischen Sie sich in meine Angelegenheiten?“

„Ich halte es für meine Pflicht als Freund, Ihnen die Augen zu öffnen über Harry Walden, ehe es zu spät ist.“

„Ich schätze Harry Walden als einen der edelsten Menschen, die ich je kennengelernt habe.“

„Sie sind ja noch so jung, Wisela, und ohne jede Erfahrung. Die Klugheit ist im Leben eine nicht zu unterschätzende Eigenschaft und eine gute Waffe im Kampf ums Dasein, sie muß sich aber mit der Erfahrung paaren.“

„Wenn man nun zu einem Manne in Verehrung aufschaut, der diese Erfahrung besitzt —“

„Erfahrung, ja — es fragt sich nur auf welchem Gebiete.“

Wisela erschraf.

„Sie halten Harry für schlecht?“

„Er ist ein verworrenere Charakter — fanatisch-dämonisch, falzinierend, betörend — bald wild, bald wehleidig, heute Seelenfucher, Idealist, morgen größter Materialist.“

„Das ist nicht wahr, Heinz Menzel!“ schrie das Mädchen. (Fortsetzung folgt.)

Die Standuhr

Skizze von Fritz M. Zimmermann

Quer durch den Baumgarten kam der Wanderer, rief dem klaffenden Hund, der wütend an der Drahtleiste zerrte, ein begütigendes Wort zu und trat durch den doppelten Türschlag in die kühl-schattige Diele. In diesem Augenblick schlug die alte Standuhr einmal, zweimal, viermal, fünfmal. Dann zitterte es nach in ihrem Gehäuse, eine Tür knarrte, und ein blondes Mädchen sah etwas erschrocken den Fremden an.

„Guten Tag!“ grüßte Harald Derentkamp das Mädchen.

„Guten Tag auch!“ dankte Margret Heinbrede. Und es schwang die Frage durch den Gegengruß: Was willst Du hier?

„Ich hab' mich verlaufen.“ Härte sie der Fremde auf und starrte immer noch auf die Uhr. Zum Donner ja, warum kam sie ihm nur so bekannt und vertraut vor, die Standuhr? Unverkennbar spätes Barock, dachte er, und in diesem Bauernhause wird sie sicher nicht von ihrer Geburt an gestanden haben.

„Warum er nur immer unsere alte Uhr anstiert?“ dachte das Mädchen und kam ein wenig vor — ein mattes Licht spielte auf dem weizenblonden Scheitel. Dann machte Margret sich Mut: „Gefällt Ihnen wohl, die Uhr?“

Derentkamp wandte den Kopf, lachte und sagte: „Keines Möbel. Zu schade eigentlich für den Winkel da. Verkauft Ihr die?“

„Das hat schon manch einer gesagt. Aber die Uhr ist uns nicht feil. Hat auch ihre Geschichte.“

„So, sie hat ihre Geschichte?“ Interessiert blickte er zu ihr hin. Und dachte: Die ist aber blühsauber! Natürlich meinte er die Margret. „Stann ich einen Becher Milch haben? Wir ist die Kehle zu von Durst und Staub.“ Krüpfend überflog ihn ihr Blick. „Einen Becher Milch, gewiß.“ Sie stieß die Türe zur Küche weiter auf, er trat ein, und sie folgte ihm. „Setzen Sie sich nur an den Tisch da, — so — ich bringe Ihnen die Milch gleich.“ Dann nahm sie ein großes Glas aus dem rauchbraunen Schrank, ging hinaus und kam gleich darauf mit dem gefüllten Glase zurück. Setzte es vor ihn hin. Er trank hastig, dann ruhiger.

„Also eine Geschichte hat die Uhr da draußen? Erzählen Sie doch mal!“ Er sprach jetzt bedachter, behandelte sie mehr als Dame. Es war bestimmt des Bauern Tochter. In allen Bewegungen, auch wie sie sich trug, fühlte man heraus, daß sie Selbstbewußtsein und Art hatte.

„Ja, die Uhr. Sie hat ursprünglich den Derentkamps gehört“ — er horchte auf, verbarg aber seine Ueberraschung — „die einmal auf Müldener-Höhe da drüben den Gutshof hatten. Es ist schon an die hundert Jahre her. Da soll ein rechter Schuldenbauer darauf gefessen haben, wie der Großvater erzählt hat. Der Mann ist dann nach Amerika gegangen und hat die Frau mit den Kindern im Stich gelassen. Als das Gut unter den Hammer kam, hat der Urgroßvater die Standuhr da draußen gekauft. Ja, und beim Transport hat's dann so eigen getappelt, sie hat einen doppelten Boden gehabt, und darin waren zwei Säckchen mit Goldgulden. Die hat der Urgroßvater der Frau natürlich zurückgegeben. Kein Mensch hat es erfahren, und jetzt kann man darüber ja wohl reden, denn die Frau ist ausgewandert, und man hat von den Derentkamps nie wieder etwas gehört.“

Harald Derentkamp stand auf und fragte, ob der Großvater noch lebe. Nein, der war im Vorjahr gestorben. Er zog die Börse, wollte bezahlen, doch sie lehnte fast beleidigt ab. Das also war die Uhr, von der ihm sein Großvater erzählt und die das Glück und die neue Blüte seines Geschlechts begründet hatte! Er sah sie sich genau an, gab unwillkürlich der Margret die Hand beim Abschied. Das Mädchen wurde feuerrot, sah ihm nach, wie er davonschritt, der Müldener-Höhe zu.

Am Abend kam er wieder. Der Gutspächter Jörgen Sandgreffe begleitete ihn. „Das ist der Herr Doktor Derentkamp, Heinbrede, und er kommt wegen der Standuhr da draußen. Da wirst Du ja wohl im Wilde sein, Heinbrede, und ich bin da ja wohl überflüssig bei. Geh derwegen in den Stall und seh mir's Weh an. Hab den neuen Hengst so noch nicht beäugelt. Wo denn — bis nachher!“

Der Großbauer Heinbrede war ein bißchen bestürzt. Die Margret stand dabei und sah den Doktor auch nicht gerade sehr geschiet an. Der lachte und sagte: „Ist Ihnen die Uhr auch jetzt nicht feil, Herr Heinbrede?“ Der stand umständlich auf, kratzte sich hinter dem Ohr: „Ja denn natürlich nee. Sie gehört nu mal bei uns in de Familie!“

„Der Herr ist doch ein Derentkämp“, wogte Margret zu sagen und wurde sehr verlegen danach. „Nu, wenn auch. Bin ja nicht taub, Grete, und bin wohl im Wilde, bin ich.“ Harald Derentkamp setzte sich an den Tisch, redete dem Bauern den Kopf heiß. Der verstand nur die Hälfte. Schließlich ging er einfach hinaus, der Donnerwetter da redete ihm sonst am Ende wirklich noch die Uhr ab. Ein wenig verzweifelt sah ihm der junge Doktor nach. Na, für heute war wohl nichts mehr zu erhoffen!

Da traf sein Blick die Margret — zwei Augenpaare ruhten für eine Sekunde ineinander. Es durchdrann ihn heiß. So etwas wie Liebe auf den ersten Blick. Um, da stand sie doch, die Frau, die er suchte: blond, rank, gesund, deutsch, schollenbürtig. Ein pfißiger Gedanke durchzuckte ihn: natürlich, jetzt mußte er beides haben, das Mädchen und die Uhr! Wie aber, erschraf er dann, wenn ihr Herz nicht mehr frei war . . . ?

Die Frage beantwortete sich schon vier Tage später. Ihr Herz war frei gewesen, denn es gehörte jetzt ihm, dem Dr. phil. Harald Derentkamp. Was! Nur noch die Uhr. Doch Margret warnte: Warte noch, der Vater hat so seinen Kopf. Und mich hast Du auch noch nicht, denn es wird schwer halten — Vater hat nichts über für die Städter. Aber ich stecke mich hinter die Mutter . . .

— Harald fuhr heim. Als die letzten Blüten fielen, schrieb ihm die Margret: Komm, jetzt kannst Du die Uhr haben und mich dazu. Als er kam und mit den Eltern gesprochen hatte, als der letzte Widerstand des immer noch ein wenig mißtrauischen Bauern überwunden war und die beiden Glücklichen allein waren, küßte er die selig Erglühende und sagte: „Umgekehrt hättest Du schreiben müssen. Denn wenn ich auf einen von den beiden Schönen verzichtet haben würde, dann natürlich auf die Uhr!“

„Ob's wahr ist?“ lachte sie.

Ein weiblicher Robinson

Moderne Nachahmer — Eine Vorgängerin Robinsons — Enorme Leistung menschlicher Tatkraft.

Vor nicht allzu langer Zeit machte eine englische Forscherin von sich reden, weil sie es gewagt hatte, allein in die Wildnis Nordamerikas einzudringen. Wunderdinge erzählt sie von seltsamen Volksstämmen, von Menschen, die in Höhlen leben, und eigenartig anmutenden Sitten und Gebräuchen. Ohne alle Nahrungsmittel und ohne jedes Handwerkszeug hat es die mutige Frau verstanden, sich mit Hilfe der primitivsten Mittel durch die Wildnis zu schlagen, die von Raubtieren und gefährlichen Schlangen überfüllt war. Dieser Fall steht nun jedoch nicht einzig in der Geschichte weiblicher Robinsonaden da.

Eine alte Chronik erzählt von dem Leben einer Frau, das vieles mit dem Leben jener Forscherin gemeinsam hat. Am 11. Januar 1772 entdeckten einige von den Gefährten des Gearnie, der von der Hudson-Bai damals ausgeschied war, den nördlichen Kupferfluß aufzusuchen, auf der Jagd

die Spur eines fremden Schneeschuhes.

Sie folgten ihr und kamen nach einer langen Strecke Weges zu einer kleinen Hütte, worin sie eine junge Frau bei der Zubereitung des Mittagmahles fanden. Da sie ihre Sprache verstanden, nahmen sie sie mit zu ihren Zelten, um dem Geheimnis auf den Grund zu kommen. Bei näherer Untersuchung ergab sich dann, daß sie zu den westlichen Hundsrücken-Indianern gehörte, die im Sommer des Jahres 1770 von den Athapuskow-Berge im Innersten der bisher bekannten amerikanischen Wästen Wildnis zur Gefangenen gemacht worden war. Im folgenden Sommer hatte die Frau einen Versuch gemacht, den Häshern, nicht weit von der Gegend, wo sie sich jetzt befand, zu entlaufen, und nach ihrer Heimat zurückzukehren. Die Entfernung war aber zu groß, und man hatte sie in einem Kanoe über so viele Seen und Flüsse in so mancherlei Krümmungen geführt, daß sie den Weg nicht wiederfinden konnte. Nun baute sie sich die gefundene Hütte, um im Winter Schutz vor Kälte zu haben, und hierin hatte sie sich seit dem Eintritt des Herbstes aufgehalten. Aus ihrer Angabe der Monde, die seit ihrer Flucht verfloßen waren, fand man, daß sie

schon fast sieben Monate dort lebte, ohne irgend einen Menschen gesehen zu haben.

Während dieser ganzen Zeit hatte sie sich sehr gut ernährt, und zwar dadurch, daß sie Rebhühner, Kaninchen und Eichhörnchen in Schlingen fing, auch zwei oder drei Biber und einige Stachelschweine tötete. Daß sie keinen Mangel gelitten haben

Aufklärung eines Verbrechens

Magdeburg, 11. April. Der Landestriminalpolizei ist die Aufklärung eines Verbrechens gelungen, das seit einigen Wochen die Umgebung von Halberstadt in Aufregung hielt. Seit dem 23. März war die 53jährige Helene Appmeier verschwunden und man vermutete, daß sie Mädchenhändlern in die Hände gefallen sei. Eine von der Landestriminalpolizei veranstaltete Mazzia förderte jedoch die Leiche des Mädchens aus einem Wasserloch zu Tage. Unter dem dringenden Verdacht des Mordes wurde ein tschechischer Staatsangehöriger namens Hoffman festgenommen, der der Appmeier seit längerer Zeit mit Liebesanträgen verfolgte, ohne Gehör zu finden. Hoffman leugnet zwar die Tat, er hat sich jedoch bei seiner Vernehmung in erhebliche Widersprüche verwickelt, so daß an seiner Schuld kaum zu zweifeln ist.

Ueberfall auf einen Reichsbahninspektor

Magdeburg, 12. April. Am Sonntag vormittag wurde hier der Reichsbahninspektor Franz von einem Wagabunden, den er auf nächtlichen Streifen schon öfter erlappt hatte, überfallen und schwer verletzt. An dem Ueberfall beteiligten sich auch zehn Chauffeure von vor dem Bahnhof haltenden Dienstautos. Die Täter wurden verhaftet.

Riesenbetrug mit Vanderolen

Ueber 40 Millionen hinterzogen. — Zahlreiche Verhaftungen.

Berlin, 11. April. Zurzeit beschäftigen sich ein eigens eingerichteter Sonderbezernat beim Landgericht I und die Zollbehörden von Berlin, Köln und Hamburg mit der Aufklärung des größten Zollbetruges, der bisher in Deutschland aufgedeckt worden ist. Seit dem Herbst vorigen Jahres ist ganz Deutschland mit gefälschten Vanderolen überschwemmt worden, allein eine Hamburger Firma hat für 40 Millionen Mark gefälschte Vanderolen in den Vertrieb gebracht. Zahllose Verhaftungen sind vorgenommen worden, in Hamburg wurden an einem Tage 20 Personen festgenommen. In die Angelegenheit verwickelt sind die Inhaber namhafter Zigaretten-Fabriken.

konnte, war ersichtlich; denn sie besaß, als man sie entdeckte, noch einen kleinen Vorrat von Lebensmitteln, war auch sonst gesund und in der Wildnis vorzüglich aufgebracht.

Die Mittel, die diese Frau angewandt hatte, sich den Lebensunterhalt zu verschaffen, waren in der Tat bewundernswert.

Sie bewies eine gute Erfindungsgabe und erinnerte an die Geschichte von Robinson Crusoe. Als die wenigen Hirschschnen, die sie mitzunehmen Gelegenheit gehabt, zu Schlingen und zum Nähen ihrer Kleider verbraucht waren, konnte sie diese nur durch Schnen aus den Weinen und Frühen der Kaninchen ersetzen. Diese wußte sie mit solcher Geschicklichkeit zusammenzuflechten, daß sie darin Meisterin war. Die Kaninchen und die anderen Tiere, die sie in ihren Schlingen fing, gaben ihr nicht nur eine gute Nahrung, sondern sie machte sich aus den Fellen auch nette und warme Winterkleidung. Man sollte kaum glauben, daß eine Person in ihrem verlorenen, hilflosen Zustande Ruhe und Fassung genug hätte haben können, um irgend was zu ersinnen oder zu tun, was nicht zur Erhaltung ihres Lebens unumgänglich notwendig war. Sie hatte aber, wie die deutlichsten Beweise zeigten, ihre Sorgfalt viel weiter erstreckt; denn ihre sämtliche Kleidung verriet obendrein viel Geschmack und sehr viele Verzierung.

Die Materialien waren zwar roh, aber sehr künstlerisch verarbeitet,

und mit so viel Beurteilungskraft geordnet, daß ihr ganzer Anzug ein sehr angenehmes, obgleich etwas romantisches Aussehen hatte. Die mühsigen Stunden, die die Jagd ihr übrig ließ, wendete sie an, aus der inneren Rinde der Weiden, Schmirre und Bindfäden zu flechten. Und wirklich waren schon einige hundert Meter fertig, aus denen sie sich im Frühling ein Netz bauen wollte zum Fischfangen. Desgleichen dachte sie an die Herstellung einer Gängegasse. Alles Metall, welches die Frau bei ihrer Flucht mitnahm, war ein fünf Zoll langes Stück von einem eisernen Meißel, zu einem Messer umgearbeitet, und eine halbe eiserne Pfeilspitze, die ihr als Pfriem diente. Mit diesen Werkzeugen hatte sie sich Schuhe, auch Schneeschuhe und andere nützliche Sachen gemacht. Feuer schlug sie aus Steinen, hielt es aber immer an, weil es mühsam war, Feuer zu bekommen. Man könnte annehmen, daß das Erlebnis dieser Frau den Vorwurf zu dem Jugendbuch „Robinson“ gegeben hat.

Die Hauptfabrik, in der die gefälschten Vanderolen hergestellt wurden, ist noch nicht ausfindig gemacht worden. Eine Nebenfabrik wurde dieser Tage in Wiesbaden ausgehoben. Die Fälschungen, die in den letzten Tagen aufgetaucht sind, sind so raffiniert ausgeführt, daß die Zollbehörden sie nicht mehr von den echten unterscheiden können und die Reichsdruckerei als Obergutachter anrufen haben.

Udets Segelflug von der Zugspitze

München, 10. April. Wie die Münchener Blätter mitteilen, beabsichtigt Udets, bei günstigem Wetter mit seinem Segelflugzeug vom Zugspitzgrat zu starten. Im Falle ungünstiger Wetterverhältnisse sollen zunächst auf dem Zugspitzplateau Probeflüge unternommen werden. Udets soll sich optimistisch über die Aussichten seines Segelfluges ausgesprochen haben. Die Abflugstelle auf dem Grat ist so günstig, daß bei östlichen Winden mit einem sehr günstigen Start gerechnet wird. Udets Flugzeug ist mit verschiedenen Sicherheiten versehen, die ein schnelleres Passieren der Gebirgsböden ermöglichen.

Verhaftung in der Mordjache von Klein-Mochbern

Breslau, 11. April. Der Wäckermeister Michalschke in Klein-Mochbern, in dessen Hause die ermordete Michling wohnte, ist unter dem dringenden Verdacht der Täterschaft verhaftet worden. Der Verhaftete schuldete der Ermordeten aus einer Hypothek 1400 Mark, die er mit 1000 Mark löschen wollte. Bei seiner Vernehmung ergaben verschiedene Einzelheiten, daß er um das Verbrechen gewußt haben muß.

Zwei schwere Eisenbahnfälle in Rumänien

Bukarest, 11. April. In der vergangenen Nacht stieß bei Orada in der Walachei ein aus 36 mit Benzin gefüllten Tankwagen bestehender Eisenbahnzug mit einem Leerzug zusammen und verbrannte vollständig. Vier Eisenbahnbeamte fanden den Tod, während vier weitere verletzt wurden.

Bei Augustin in Siebenbürgen entgleiste der Budapestter Zug, wobei zwei Personen schwer und neun leicht verletzt wurden.